

Stanisław Przybyszewski
Epipsychidion

Nach der Ausgabe:
Stanislaw Przybyszewski
Epipsychidion
F. Fontane & Co., Berlin, 1900.

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks.
Földvári u. 18, H – 5093 Vezsény (ebooks@ngiyaw-ebooks.org).

Gesetzt in der Baskerville Book.

Stanisław Przybyszewski
Epipsychidion

*Das von uns Beiden,
erträumte, erdichtete und erlebte Buch
Dir, Dagny, zu eigen.*

Introibo

Die Du mir mit lichttrunkenen Fingern die
Schönheit welkender Herbsttrauer, den müden
Glanz lustsatter Pracht, die fiebernden Farben
sonnenzerfressener Paradiese in meine schwe-
ren Träume verwebst –

Geliebte –

viele Monde sind gegangen, seit ich Dich
gesehen, aber noch immer glänzt mein Herz
über den Sternen, die Du in mein Leben gesät;
noch immer wachsen aus meinem Blut Hände,
ringend, flehend nach dem Glück, das Du mir
einst entfacht.

Die Du mir im Dämmerungsdunkel mit lei-
sen Händen auf verwunschenen Harfen ein
irres Gewebe nie geahnter Melodien spinnst:
von seligen Stunden, die wie ein fernes Echo
verwehen; von Sonnen, die versinkend ihre
schlaftrunkene Glut über die Meere giessen;
von Nächten, die mit weichen Flügeln das
kranke Herz umfassen –

Geliebte –

viele Monde sind gegangen, seit Du mir meine tiefste Trauer und mein schwerstes Glück gesungen, aber noch immer seh' ich im Dämmerungsdunkel deine Augen im weltfremden Schmerze thränen, und eine leuchtende Hand seh ich, die sich gespenstisch aus dem Dunkel zu mir herüberschiebt und im flackernden Verzweiflungsschrei die meine umspannt.

Die Du mir den Tag zur Nacht umwandelst, in dunklen Gründen mein Licht verlöschest, alle Weiten mir nahe rückst und alle Nähen in unendliche Fernen breitest – die Du mir im Herzen trübe Irrlichter entflammst und schwarze Traumblüten züchtest –

Geliebte –

viele Monde sind gegangen, seit Dein letzter Blick in mein Blut sich schmerzlich wühlte, und immer seh ich Dein mondlichtblasses Gesicht, die goldne Krone von seidnen Haaren um Deine Stirn, und in das kranke Lächeln seh ich zwei Thränen schwer und langsam unter

den langen Wimpern fließen, und Deine Stimme hör ich, wie sie mir ins Herz ihr düsteres Leid blutet.

Die Du mir die Siegel aller Heimlichkeiten erbrichst und mir die heiligen Runen verborgener Kräfte deutest, und nach allen Stürmen des Lebens Dich immer von neuem wie ein Regenbogen von einem Himmel der Gnade zum anderen über meinem Gramgeschick entspannst –

Geliebte –

nie noch sah ich meine Sterne in so wilden Stürmen über den Himmel schießen; nie noch hat meine Seele ihre Flügel weiter nach Dir entschwungen; nie haben meine Arme sich schmerzlicher nach Dir gebreitet; nie noch sah ich die Glorie, die meine Sehnsucht um Dein Haupt entfacht, so blutig flackern, wie jetzt, da Du mir in den Ozeanen der Ewigkeit versunken bist.

Geliebte!

Hier meine Träume! Um Deine Füße winde
ich die Kränze, die mein schweres Glück
geflochten –

Hier mein Herz – mein Herz! In Deine
Hände leg ich mein Herz!

*

Sonnenopfer

Endlos war mein Reich und ohne Schranken
meine Macht.

Über Wüsten und über Paradiese habe ich
geherrscht, heilige Flüsse durchfurchten mein
Land, und drei Meere begrenzten mein Reich.

Tausende und Abertausende von Sklaven
warfen sich vor mir auf die Knie und beteten
den Lichtsohn an.

Wenn ich wollte, so wurden Flüsse in neue
Betten geleitet, die Wüste unter Meer gesetzt.
Wenn ich wollte, so entstanden vor meinen
Palästen paradiesische Wundergärten über eine
Nacht, und in den Himmel hinein ragten die
Gräber, die man meinen Ahnen erbaute, bevor
der Mond zweimal seinen Weg vollendet.

Die Mächtigsten dieser Erde hab ich unter-
jocht, die Götter habe ich gehöhnt, denn es
war keine Macht, die sich der meinen verglei-
chen liesse, und keine Kraft gab es, die sich mit
der meinen messen könnte.

Denn ich war der Sohn des Lichtes und der Sonne, und vor meiner Majestät verblich aller Glanz, und vor meiner Gewalt versank in Staub alle Macht.

Und dreimal am Tage opferte ich der Sonne, denn ich liebte die Sonne, meine Heimat, meine Mutter, meinen heiligen Urschoss.

Unermessliches Glück und allen Reichtum der Erde schüttete sie mit liebenden Händen über ihren Sohn.

Auf allen Meeren blähten sich die weissen Segel meiner Schiffe, und oft, wenn ich von der Terrasse meines Palastes auf das Meer hinsah, zogen die Schiffe wie eine endlose Albatrosherde an meinen Augen vorüber.

In allen Ländern standen meine Krieger, schwarze Riesen, die sich vom Mark erjagter Löwen nährten. Und wenn sie an der Terrasse meines Palastes in endlosen Scharen schritten, dann dröhnte die Erde, und die Sonne brannte ihre rasendsten Fanale auf den silbernen Helmen und Schilden.

Nichts gab es, das nicht unter meiner Macht
sich beugte.

*

Und eines Tages, da meine Heerscharen von
ihren weiten Zügen zurückgekehrt waren, trat
der Führer vor meinen Thron und sagte:

Herr! Weit über die Grenzen Deines Reiches
sind wir gegangen; weit über die drei Meere,
die Dein Reich beschliessen, fuhren uns Deine
Schiffe in ein seltsames Land.

Der Glanz der Sonne wärmt nicht dort, die
Sonne ist wie ein riesiger Topas. Der Tag
gleichet dort einer dämmrigen Frühlichtstunde,
und aus unsichtbarer Quelle strahlt die Erde
ein fahlgrünes Licht in die Nacht hinein.

Nichts war dort zu erbeuten, denn es ist das
Land der Schatten. Die Erde trägt keine
Früchte, und die Menschen sind nicht von
unserer Welt.

Von dort brachten wir Dir, o König, ein
Weib, blass wie unsere Mondscheinnächte, mit
einem Haar, als wäre die Sonne darauf
geschmolzen, mit einer Stimme, die von weit-

her zu kommen scheint, als wehte der Wind in der Abenddämmerung über das Meer ein fer-
nes Lied herüber.

*

Und Du gingst langsam durch den Saal an die Stufen meines Thrones.

Und es war, wie wenn Blätter von einer Rose leise abfallen, wenn der Wind sie schüt-
telt – wie wenn Töne einer berührten Saite, lan-
gen Regentropfen vergleichbar, in dem Dunkel
verrinnen – wie wenn das Wetterleuchten an
heissen Sommerabenden in goldigen Strähnen
sich über den Himmel giesst.

Es wurde still im Saal, wie in der blauen
Morgenstunde, da die ganze Welt in atemver-
haltender Erwartung auf den Lichtkampf am
Himmel horcht:

Und Du kamst näher, wie das fernste Echo
der Ewigkeit. Noch näher. Ich fühlte, wie ich in
einer geheimen Ehrfurcht zurückwich, wie der
Saal zurückzuweichen schien, ich sah einen
nebligen Glanz die Räume füllen ...

Du bliebst stehen.

Und jetzt sah ich deine Augen auf mich gerichtet, tief, wie dunkle Himmelsweiten, traurig, wie herbstliche Dämmerungsschauer und mild wie das Leuchten des Meeres in schwarzen Nächten.

Da sank ich vor Dir auf die Knie, und Du, Sklavin, wurdest meine Herrin.

Aus einem dunklen Lande bist Du gekommen, wo die Sonne wie zum Abschied scheint, blank und rot wie Safran. Aus dem Lande ewiger Schatten bist Du gekommen, einem Spiegelbild längst versunkener Welten: Mit Meeren, die gestorben sind und wie blassgrüner Opal schillern, mit Bergen, die gespenstisch geistern und in seltsam verschlungenen Ketten ins Meer versinken, mit Wäldern, deren Laub in der toten Farbe roten Kupfers düstert.

Du kamst, wie ein Strahl, der nach Millionen von Jahren von einem fremden Sterne her sich auf die Erde verirrt.

Du kamst, wie Träume über das lustmüde Herz kommen, still und weich mit dem leisen Ton vergilbten Laubs, das zur Erde fällt.

Du kamst, wie ein verhallender Klang, den man in seinem Herzen wie den Flügelschlag einer weichenden Erinnerung hört, und Du kamst mit der Stille der Nacht, wenn sie ihre Schwermut über die Erde blutet.

In die Sonnenwunder meiner Heimat bist Du gekommen, wo die schwingende Hitze weissglühender Sonne die Flüsse trocknet, wo in den Nächten die schwüle Glut feuer gesättigter Erde den Atem beklemmt und die Sterne glühen, wie heisse Fieberflecke, die das rasende Herz des Alls auf den Himmel wirft.

*

Deine Augen starrten mit grosser, ängstlicher Frage in die wilde Pracht meines Reiches.

Sie wurden wund von dem heissen Glanz, Dein Blut schien zu kochen, und auf Deine Stirn trat sprengend das feine Netz der Adern hervor.

Du wurdest scheu und siechtest hin. In die tiefsten Gründe meines Palastes hast Du Dich verborgen, mit schwerer Seide die Fenster ver-

hängt und mit dicken Teppichen jeden Laut erstickt.

Noch seh ich Dich, wie Du still durch die endlose Flucht der dunklen Säle schreitest, noch hör ich Deine Schritte wie verrauchenden Nebel schwermütiger Akkorde.

In Deinem lichten Haar die schwarze Rose. Schwer und gluttrunken glänzte sie in der blasen Goldflut Deiner Haare.

Scheu wurdest Du wie eine Antilope auf den wildesten Felsen meiner Berge; Dein ängstlicher Blick irrte wirr durch die endlose Flucht der dunklen Säle und in den Nächten hört ich Dich die kranke Sehnsucht weinen – nach Deiner Heimat zurück, nach dem riesigen Topas auf dem dämmerungstiefen Himmel.

Ich begann die Sonne zu hassen, die Dich tötete.

Ich wünschte, ich hätte die Macht, den Himmel in der Stunde zur Ruhe zu zwingen, wenn sich das Morgenrot aus der schwülen Umarmung der Nacht loswurzelt und seine schreienden, bluttrunkenen Äste über den Himmel wirft und über den ganzen Osten hin die über-

mächtige Gipfelkrone wie eine feuergesättigte Koralleninsel in rotem Lichte blüht.

Ich wünschte, ich hätte die Macht, den Himmel zur Ruhe zu zwingen, wenn das Dunkel den Himmel überzieht, und die Erde die Liebesglut der Sonne in die Wolken zurückstrahlt. Oh! diese Stunde, die blaue Stunde des Himmels festzuhalten, da die Töne langsam, wie Schneeflocken in leiser Schwermut in endlose Tiefen fallen, da im Herzen wirre Träume blühen, und ihre Sehnsucht über alle Weiten und Fernen ziellos irrt: weit über die Berge, die in den Himmel wild zerhackte Linien schreien, weit über die Meere, die in sich selbst untertauchen, weit über die Urwälder meines Reiches, wo die Ewigkeit in tauber Ruhe brütet.

Und ich wünschte, ich hätte die Macht, das Frühlicht mit der Abendröte zu vermählen, ungeahnte Farben ineinanderzuwirken, einen neuen Himmel über die Erde zu spannen, dass kein Tag Dir mit weissem Glanz die Seele trübte, und keine Nacht deinen sehnsuchtsflackernden Blick beengte.

Einen neuen Himmel wollt ich über Deinem Haupt entspannen, leuchtend wie grünes Polarlicht in ewigen Nebelnächten. Nur keine Sonne, die sich mit gellen Stößen Dir in die Augen keilte, und in Deinem Blute giftige Keime ausbrütete.

*

In dem dunklen Gemach sass ich bei Dir und sah, wie Deine Augen sich immer grösser und ängstlicher öffneten, wie Dein Gesicht durchsichtig wurde und blass, wie blaugeaderter Alabaster.

Ich sass und brütete, wie ich Dir Licht schaffen könnte, kaltes, totes Licht, das den Himmel Deiner Heimat Dir ersetzen würde.

Und ich schickte meine Boten in die Welt hinaus, dass sie die Erde nach seltenem Gestein durchwühlen, dessen kühler Glanz Dir die Säle erleuchtete.

Und von Indien her brachte man Dir Diamanten, stolz und herrlich wie steingewordenes Licht, kühl wie die Hand eines Sterben-

den und lindernd wie die wunderkräftigen Blätter der Lotosblume.

Von Griechenland her kamen blaue Saphirsteine, die einst die Halbmonde der Artemis schmückten, rein, keusch und kühl, wie die schwermütigen Nächte der Herbstmonde.

Den Priesterinnen der Gallier wurden die heiligen Smaragden geraubt, die auf den Opferraltären der Druiden in die finsternen Eichenwälder die Runen künftiger Gesicke strahlten.

Den ägyptischen Magiern wurden ihre Chrysolithen entrissen, die wie gefrorene Sonnenstrahlen in kaltem Lichte blühen – Chrysolithen, die den Wahnsinn heilen, die nächtlichen Gespenster verjagen und vor das sehnsuchts-trübe Auge niegeahnte Pracht paradiesischen Glückes zaubern.

Von unbekanntem Ländern her schleppte man unermessliche Schätze herbei: schwarze Achate mit weissen Adern; Hyacinthen, grün, mit rötlichen Streifen; tolläugige Jantaren, giftig und berauschend wie Bilsenkraut.

Die ganze Erde wurde nach seltenem Gestein durchwühlt, alle Meere wurden nach

Perlen und Korallen durchsucht, und in den dunklen Sälen häuften sich Schätze auf Schätze – Steine, auf denen noch das Blut ermordeter Priester und Zauberer klebte; Beryllen, die Tote ins Leben zurückrufen; Orite, die das elendste Herz mit überweltlichen Träumen berauschen; glanzlose Chalcedone, die ewige Jugend verleihen.

Dann wieder Steine, die wie Augen hungriger Tiger Wutfunken sprühten: tückische Onyxen, die alle Abgründe des Schmerzes öffnen; tausendfarbige Opale, die das Hirn in weisse Nebel hüllen und das Herz in irre Schwermut lösen.

Es war, wie wenn gleissende Sterne in einer grossen, toten Sonne zusammengeschmolzen wären.

Über dem düsteren Gefunkel der Achate und Orite breitete sich die schwermütige Lichtflut violetter Amethyste. In das stolze Dithyrambengeglüh der Diamanten stach mit spitzen Strahlen die schweigsame Kälte der Onyxen. Die grünliche Goldflut der Topase tanzte mit den Hyazinthen wilde Lichtfanfaren. Von frem-

den Welten träumten die Smaragde und in blauem Dämmerungslicht strahlten die Saphire ihren herben Zauber.

Und in dem kreisenden Trubel der gleissenden Farben, in all dem Wirbel und Geschrei der tollgewordenen Gesteinsonne gingst Du leise auf mich zu. Näher, immer näher. Du beugtest Dich über mich und sagtest leise:

Ich will nicht dieses Opfer; opfre mir die Sonne – Deine Sonne – Opfre mir, o Lichtsohn, Deine Mutter!

Und es war, als wiche der Boden unter mir weg, als knickten die Säulen des Saales ein und die schwere Decke stürze über mich zusammen.

Es war, als wäre eine Ewigkeit herabgefallen. Nur das tückische Gefunkel der Edelsteine sprühte in fiebrigem Taumel Funkenregen in meine Augen.

Und immer fühlte ich Deinen Blick starr auf mich gerichtet mit einem schweren wartenden Schweigen, das ich wie ein fliehendes Wetterleuchten an den blanken Wänden gleiten sah.

Und das Schweigen füllte den grossen Saal,
frass das Licht auf; es verglomm das Geglüh
der Edelsteine und in der tauben Stille hört ich
die Schläge Deines Herzens wie ein dumpfes
Pochen an den Thoren des Ewigen.

Endlich fühlt ich, dass ich antworten musste,
und wie ein fremdes Echo scholl es mir von
den Wänden zurück:

Ich opfre Dir die Sonne!

Und Du nahmst meinen Kopf in Deine blas-
sen Hände und sagtest:

Ich danke Dir, o König!

Und wieder glühte lange das Schweigen um
die blanken Wände, bis plötzlich eine wilde
Blume sich schreiend mit weitgeöffnetem
Kelch in jähem Glücke hochreckte:

Geliebter!

*

Seit dieser Zeit liebtest Du mich.

Deine Liebe war weiss und rein und weich
wie die Flügel einer Polarmöwe.

Dein Herz fühlt ich an meiner Brust die Glut
meiner Sonne atmen, und in mein Blut sangst
Du mir ein Paradies hinein, sangst fremde Zau-
berworte, die ich nicht verstand, fremde
Worte, die ich streichelte und küsste, Worte,
die meine Seele lebendig sah, die sie einmal
schon gekostet hat, als ich noch mit Dir zusam-
men in dem Urschoss des Daseins die Ewigkeit
trank und der Erde den Uranfang träumte.

Und ich war glücklich. Ich war glücklich,
obwohl ich fühlte, dass das Verderben über
mir hing und rote Blitzwolken nahten.

Endlose Stunden sass ich bei Dir. Weisse
Nebel sah ich um mich kreisen, rote Blitze
schossen um mich herum; Angst und Ver-
zweiflung grub mit mageren Gespensterhänden
tiefe Gänge in mein Herz – aber ich war glück-
lich.

Draussen wartete die Sonne auf mich. Die
Sonne, der ich einst dreimal am Tage Dankes-
opfer brachte. Vom frühen Morgen bis in die
Nacht hinein lauerte mir die Sonne auf.

Sie ging langsamer als sonst. Um die Mittags-
zeit schien sie stille zu stehen; mit zögerndem

Ruck tauchte sie gegen den Abend ins Meer,
um bald, oh bald rachesinnend über meinem
Reich zu lauern.

Tag für Tag blieb sie über meinem Palast stehen und wartete.

Aber nie wieder habe ich ihr geopfert. Aus der Opferschale trank meine weisse Königin den Trank der Liebe und des Vergessens, auf den heiligen Messgewändern lösten sich des Nachts ihre Glieder und die sonnengeweihten Rubinen des Opferaltars träumten auf ihren Fingern von der einstigen Pracht der Sonnenfeste.

Ich höhnte die Sonne; ich hasste sie, und in bangem Erwarten fürchtete ich ihre Rache.

*

Nie hast Du wieder von Deiner Heimat gesprochen, aber ich fühlte sie über mir, um mich herum, denn Du wurdest nun meine Heimat.

Dein Blick küsste die gespenstischen Stunden Deiner Berge wie lähmendes Gift in mein

Herz; Deine Hände geisterten in meine Gedanken die welke Trauer Deines toten Landes, und Deine Stimme goss über meine Träume die Farbe geschmolzenen Opals, die Farbe Deiner toten Meere.

Ging ich mit Dir, so war's, als sinke mein Fuss in jahrtausendaltem Moos unter, und zu allen Seiten sah ich die Wälder Deines Landes in kupferroter Dämmerung düstern.

Und wenn die Nächte kamen, Nächte, kurz und hell wie der Blick eines Tigers, der seinen Käfig gesprengt hat, – wenn Deine Hände auf der Harfe irrten und die Töne wie blaue Fäden schmelzenden Schnees über endlose Gletscherfelder rieselten, dann breitete meine Sehnsucht ihre schmerzsaften Flügel, mein Blick irrte weit über die mondbeglänzten Dächer der Millionenstadt, weit über den Himmelsrand, der mit dunkelrotem Band das Meer umsäumte, und aus dem Schweigen meiner wunden Seele riss sich ein Schrei los – der Sonne zu, die hinter dem Meere sich zu ihrer Rache rüstete.

Wie ich mich da nach der Sonne sehnte!

Nur noch einmal zu sehen, einmal noch, wie sie im Niedergang die rote Flut über mein Reich giesst – einmal nur, wie sie um den Mittag in sengender Glut über den Dächern meiner Stadt steht – einmal noch, wie sie im Triumph die Nacht zersprengt.

Die weisse Albatrosherde meiner Schiffe möcht ich sehen, wenn sie träge, vom Licht zerfressen, auf dem Meere steht; die flammenden Fanale möchte ich sehen, die die Sonne auf den silbernen Helmen meiner Krieger entzündet.

Etwas riss, zerrte an mir. Kaum hatt ich Macht über meine Glieder. Mein Herz stahl sich hinter das Meer; mein Auge weidete sich in trunkener Lust an dem Wunder aller Wunder, und in schreiendem Jubel grüsst ich die Sonne, meine Mutter, mein Glück und mein Verderben.

Aber immer von neuem erstickt ich in mir den Verzweiflungsschrei nach der Sonne, und immer wieder kehrte ich in das rote Lichtreich unseres Gemachs zurück, und in dem dunklen

Grund Deines verlangenden Blickes tauchte meine Sehnsucht unter.

Und es war, als liebten mich Deine Hände dann mehr, als wühlte sich Dein Auge tiefer und heisser in mein Herz, als pochte jede Nacht Dein Blut stärker nach mir.

Ich presste Dich an mich, ich stürzte mich mit allen Sinnen in das Glück, das Du, Du allein mir gabst, aber nie konnte ich vergessen, dass da draussen die Sonne die Nacht zersprengt und ihre blutrünstigen Arme weit über den Himmel wirft.

Die Sonnenarme, die sich in vergeblicher Qual jeden Morgen vom Himmel lösen wollten, um den treulosen Sohn zu fassen.

*

Aber es kam die Zeit, da sich mein Herz nach der Sonne nackt schrie.

Mein Blick irrte unstedet in dem dämmrigen Saal an den krystallinen Blumen, die sich an den Wänden emporrankten; er wurde krank

in dem kalten Gefunkel des Edelgesteins, das mir mit fahlem Licht in die Adern schien.

Meine Hände wurden durchsichtig; meine Stimme klang mir fremd, und immer stärker wurde meine Sehnsucht nach dem Tag, nach der schwellenden Hitze, nach der Mittagsglut, in der mein Reich zu einer weissen Lichtwüste zusammenschmolz.

Und trübe mit kranker Trauer senkte sich Dein Blick in meine Seele. Tief, tiefer noch wühlte er sich hinein und las meine Sehnsucht und meine Angst. Dein Blick brach an meinem Verlangen, meiner Gier nach der Sonne.

Fremd lösten sich Deine Hände, wenn ich sie in den meinen hielt; das Licht Deiner Augen barst, und glanzlos in stumpfer Verzweiflung starrtest Du vor Dich hin.

Und draussen stand die Sonne und brütete Pest, Verderben und Hungersnot über meinem Reiche aus.

Sie verbrannte die Frucht auf den Feldern; sie trocknete die Flüsse in meinem Lande aus; die üppigen Weidentriften wurden rot wie eine unermessliche Brandwunde; sie dörnte meinem

Volk das Fleisch an den Knochen, so dass es in brandigen Fetzen abfiel, und vor meinem Palast hört ich mein Volk wie eine tausendköpfige Hyäne brüllen, in der Hungersnot sich verzweifelt krampfen; ich fühlte seine Flüche und Verwünschungen wie Schwefelregen auf mein Herz fallen, aber ich trat nicht in die Sonne hinaus.

Dich, Dich sah ich nur, wie Du in der dunkelsten Ecke kauertest, wie Deine weitgeöffneten Augen die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies bluteten.

Ich sass und brütete, aber meine Seele wurde stumpf und kalt in dem Übermass ihres Elends.

*

Da eines Tages erbrach das tollgewordene Sklavenvolk die Tore meines Palastes und wälzte sich vor meinen Thron.

Mein Herz schütterte.

Was war aus meinem Volk geworden! Dies ekle Getier mit der bleichen Haut, die an den

Knochen klebte und die Eingeweide durchsimmern liess – das war mein Volk?!

Und in Raserei schrie ich: Fort von meinen Augen! Fort!

Aber das Volk rührte sich nicht!

Es schien, als streckte sich jeder Sklave mit ausgebreiteten Armen lang hin vor meinem Thron, und in grausigem Entsetzen sah ich vor mir in dem endlosen Saal ein Totenfeld von übers Kreuz gespannten Gerippen.

Dann sah ich nichts mehr.

Ich fühlte nur, wie ich auf die Terrasse hinausgetragen wurde; mein Auge stierte irrsinnig auf die mit ekler Haut überzogenen Totenköpfe meines Volkes, auf die dürren Knochen tausend weitgestreckter Arme, die sich schreiend zu mir emporreckten; Augen sah ich leuchten, wie bei verreckenden Schakalen, und mordlüstern, bluttriefend schrie das Volk:

Gib uns Deine weisse Sklavin!

Und wie die Erde sich wutschnaubend öffnet und das Feuer über die Länder speit, so spie diese Sklavenbrut ihre mordlehzende Rache:

Aufs Kreuz mit ihr! Aufs Kreuz! Der Sonne
zum Opfer!

So rast nicht der Taifun, wenn er vom tief-
sten Grund das Meer in den Himmel einem
Spielball gleich emporwirft; so rast nicht der
Samum, wenn er über meine Karawanen Sand-
berge schüttet; so raste nicht einmal die Sonne,
als sie das Pestgift über mein Reich säete, wie
das Volk da, dies eiternde Volk zu meinen
Füssen.

Plötzlich wurde es still. Mit abgerissenem
Ruck. Wie wenn man einen rasenden Hengst
über einem Abgrund mit eiserner Faust zum
Stehen bringt, dass die Erde sich unter ihm auf-
reisst.

Als hätte eine unsichtbare Sichel mit einem
Schnitt das ganze Volk wie eine Roggengarbe
gefällt:

Auf die Terrasse, in die pestspeiende Glut
der Sonne trat langsam meine weisse Königin.

Ihre Augen waren geschlossen; ihr Gesicht
wie im Schmerzenskrampf verzogen.

Mit übers Kreuz gelegten Armen mit langsa-
men Schritten trat sie näher und näher.

Ich wollte schreien, ich wollte auf sie stürzen, um sie zurückzureissen, aber als wäre ich in die Erde eingewachsen, an jedem Glied mit eisernen Ketten gefesselt, als wäre meine Kehle leer geworden, musst ich stehen und sie anstarren.

Jetzt blieb sie stehen, jetzt irrte zitternd ihr Fuss auf den feuerglühenden Steinen, jetzt ein gewaltsamer Ruck: sie wurde so weiss, dass sie sich in der Sonne aufzulösen schien, noch ein Ruck, noch ein Schrei, und leblos sank sie mir zu Füßen ...

*

Furchtbar war meine Rache.

In vielen Tagen rast ich gegen mein Volk. Aber willig liess es sich aufs Kreuz schlagen, willig warf es sich unter die Räder des heiligen Sensenwagens, mit verzücktem Glück nahm es auf alle Martern und Qualen, die ich ihm zuge-dacht hatte, denn der Himmel hatte sich geöffnet, kühle Winde wehten die Pest weg, und über Nacht spross in üppigem Überfluss die Frucht hervor.

Noch einmal fluchte ich der Sonne, noch einmal fluchte ich der Sklavenbrut, die sich mein Volk nannte und verschloss mich in dem dunklen Gemach mit der toten Gesteinssonne, wo Deine blassen Hände in angstflackernden Todesschauern die meinen umspannten.

In diesem toten Saal werde ich Deine Harfe bluten hören, werde die glänzenden Nebel sehen, die Du einst in das dämmerige Dunkel strahltest, und Dein Herz werde ich hören, wie es in der schweren Stille pocht – pocht – pocht und mich ruft und mich lockt in Deine Heimat, zu Dir zurück, in Deine Heimat, wo die Sonne blank und safranrot wie zum Abschied scheint, wo die Meere wie blassgrüner Opal verglühn und die Wälder in der Farbe roten Kupfers düstern.

Ehe einmal der Mond seinen Lauf vollendet, wird mein Schiff seine weissen Segel spannen und mich über das Meer fahren, in meine neue Mondlichtheimat, zu Dir, meine weisse Sklavin, zu Dir zurück.

Helle Nächte

Und wieder einmal kam die blaue Stunde, die Stunde der grossen Sehnsucht, da das Meer das hohe Lied von Dir und Mir, das düstere Leid unseres Gramgeschickes singt.

Alles verschwimmt in meiner Seele; der Traum meiner Nächte fliesst in den wachen Tag über; in tiefem Dunkel blühen auf nackten Bäumen schwere, goldene Blütendolden; rings auf den Felsen schlafen schwarze Schicksalsvögel, und Milliarden von Sternen säen fahles Licht in die Meeresgründe hinab.

Nie hab ich Dich so traurig gesehen.

So traurig sah ich einmal die schwarzen Felder am Allerseelentag. Der Wind fegte das faulende Laub vor sich hin, pfiff in dem dürren Gras der bereiften Wiesen, dunkel brütete die Nacht über den Gräbern, dunkel geisterten die nackten Pappeln am Wege, und durch die irre

Finsternis mühte sich der winzige Schein eines fernen Hüttenfensters.

So traurig sah ich einmal die Sonne an einem Herbstabend untergehn. Den ganzen Tag troff der Regen. Unablässig rieselte er und schluchzte, löste die Seele in unruhiger Schwermut, und darüber lastete bleiern der Himmel in hoffnungslosem Brüten. Es dämmerte, aber man sah nicht die Sonne, nur ein schwaches, schmutziges Leuchten kroch am Himmelsrand hervor und verschwand.

So traurig hört ich einmal ein Lied, zerfetzt vom eisigen Winde, am Grab eines Kindes. Trockene Schneemassen wirbelten in der Luft; der schneidende Frostwind köpfte die dürren Kronen der jungen Bäume, und auf den kleinen Sarg fielen die gefrorenen Klumpen der harten Erde, fielen und stöhnten das letzte Wiegenlied.

Und so traurig sah ich einmal eine flügel-lahme Möwe gegen die Zeit der Meeresflut auf

dem Riff einer Felseninsel sitzen. Schon wälzten sich die Wogen über das felsige Gestein, schon zerspritzte ihr Schaum an dem winzigen Riff; langsam tauchte die Insel unter in dem schäumenden Gewoge, und mit todesbanger Traurigkeit sah die Möwe den Untergang nahn. Noch einmal flog sie auf, noch einmal fiel sie kraftlos zurück, schob den Kopf zwischen die Flügel und erwartete den Tod.

In der blauen Stunde, in der letzten Glut des blutigen Widerscheins der versunkenen Sonne hab ich Dich gesehen einen Augenblick lang, denn schon flogst Du wie ein Erdschatten über den Himmel und tauchtest in das dunkle Schweigen der Nacht hinein.

Du verflogst wie ein flüchtiger Erdschatten. Nur einen schweren Blick hast Du mir noch zugeworfen, einen Blick voll weinender Sehnsucht, innig und so hilflos wie die stammelnde Bitte eines Kindes.

Und ich trug Deinen schweren flehenden Blick in meiner Seele wie das Echo fernster Glückserinnerung, wie den verhallenden

Klang einer gesprungenen Saite und suchte
Dich, suchte ...

Auf allen Meeren irrt ich herum, aber mein
Schiff konnte Deine weisse Mondlichtsheimat
nicht finden. Durch viele Länder bin ich gegan-
gen, aber nie konnte ich Deinen Blick fassen,
der mir in meinem Herzen wie eine blaue Wun-
derblume blüht.

Gib mir Deine Hand!

Einstens ehrt ich die Menschenhand. Die
fernsten Räume hat sie nahe gerückt, eiserne
Regenbogen über klaffende Abgründe gewor-
fen, Berge hat sie durchbohrt, die Erde durch-
wühlt und ihr Gewässer in neue Betten gelei-
tet. Den Marmor hat sie mit Leben durchglüht
und in dem harten Granit ein Gewebe der zar-
testen Spitzen gehauen, alle Schönheit hat sie
erzeugt und alle Sehnsucht erfüllt, –

aber was ist mir die allmächtige Menschen-
hand gegen Deine zarte, schmale Hand, wenn
sie sich leuchtend im Dunkel vorschiebt, wie

ein schwermütiger Harfenakkord sich um
mein Herz legt und über das bange Zwielflicht
meines Lebens die sternenselige Pracht deiner
goldenen Haare breitet!

Oh, gib mir Deine Hand!

Und sieh mich an!

Alle Schönheit dieser Erde hab ich gesehen.
Im Schoss der Ewigkeit hab ich die ungeheuere
Sonne liebend umfassen, als sie in die nackte
Erde das flammende Blut des Feuers goss; die
Wunder des Edens hab ich durchlebt und
mich in dem Glanz gesonnt, den meine Königs-
krone von einem Pol zum andern in die Welt
strahlte. Pyramiden hab ich gebaut und auf tau-
sende von Meilen das Wasser der Meere in die
Wüsten geleitet, – ich habe die grausige Schön-
heit des Ozeans gesehen, als er sich über die
Himmelsränder in den Weltraum zu ergießen
sah, und die Erde sah ich sich aufreißen
und das All in kochender Sintflut versinken, –
aber was ist mir alle Schönheit und alle
Macht gegen Deinen Blick, diesen traurigen

Blick, da er in der blauen Stunde auf meine Seele fiel, die Wunderblume in ihr weckte, die mit weitgeöffnetem Kelch die Sehnsucht und das Verlangen trinkt.

Oh, sieh mich an, wie einmal schon am weisen Strand in der Dämmerung ...

Wir schwiegen, aber unsere Seelen wuchsen, flochten sich ineinander und träumten, träumten:

von der ewigen Stille, da man die Strahlen der Sterne wie verzitternde Saiten hört, –

von der endlosen Klarheit, da der Himmelsrand die Erde nicht berührt und das Auge endlos und körperlos durch alle Weltenräume schweift, –

von der vergessenen Pracht uralter Sarkophage, in denen stolze Königsleiber durch Jahrtausende modern, –

von stillen Meeren, die abgestorben in spiegelglatter Ruhe sinnen, –

von schweigenden Vögeln, die lautlos mit ewig gebreiteten Flügeln durch sonnenlose Weiten ziehen, –

von toten Städten, die in schattenlosem
Schweigen vom Widerscheine leben, den
unsichtbare Sterne jenseits der Meere werfen.

So sassen wir versunken, dem Leben fremd,
und träumten von jenen Dingen. Denn es gibt
keine grössere Schönheit als die tote Pracht,
vom Spinngewebe umspinnen, als alte, rostzer-
fressene Kronen und den fahlen Glanz, den
abgestorbene Dinge strahlen.

Und sprich mit mir!

Gern hört ich, wenn einst, auf der Terrasse
meines Palastes im Mondenschein die fremde
Sklavin mit silbernen Stäbchen die Cither
schlug und eintönige Lieder sang, – Lieder, wie
sie Palmen in einsamen Wüstenoasen weinen
oder schlanke Cypressen an zerfallenen Grä-
bern bluten. Mit stählernen Flügeln rauschte
mein Herz, wenn mein Heer in der todesver-
achtenden Wucht der Cymbeln und ehernen
Hörner an mir vorüberstampfte. Lange Stun-
den sass ich am Meer und liess seine königsstol-

zen Ewigkeitsrhythmen meine Seele
durchschauern, –

aber was sind mir alle Klänge, aller Rausch,
und Glut und Sehnsucht dieser Lieder gegen
die Musik Deiner Stimme, wenn sie sich mit
der verfließenden Röte abendlicher Schwer-
mut in meine Träume verwebt und purpurne
Kränze später Herbstblumen in mein Denken
verflucht!

Komm! Sprich mit mir!

*

Traum, Traum, Alles nur Traum!

Ich sah im roten Frühlicht mein endloses
Reich im Morgennebel zerfließen; die Sonne
schmolz auf meinem Haupte die stolze Königs-
krone; in alle Winde zerstieben meine schwar-
zen Krieger; im goldenen Sonnenstaub lösten
sich auf meine Paläste und meine Gärten, und
wieder bricht sich die Brandung zu meinen Füs-
sen, wieder ist es Nacht, die dunkle Nacht über
dem Meer.

Die Tiefe düstert aus dem schwarzen Gewoge; zwei Sterne mühen sich mit fahlem Licht durch die Nacht und versprühen glitzernen Reif auf den Sturm des Meeres.

Um zwei Sterne wachsen rotglühende Dunst-
ringe; sie wachsen, ballen sich zu Wolken,
wogen hin und her über den Himmel, und
zwei Sterne werden zu zwei riesigen Feuerher-
den. Sie ringeln sich tief wie zwei Vulkankrater
in den Himmel hinein, zerfetzen die Nacht in
flackernde Purpurstreifen, und in sprühender
Rutenschwingung schießen Feuerströme ins
Wasser hinab.

Einen Augenblick steht das Meer in hochge-
reckten Flammenbränden, wirft seine feuer-
strotzenden Arme in den Himmel hinauf, wälzt
sich an den Rändern an ihm empor, und von
allen Seiten saugt der Himmel die kochende
Brandung in sich auf.

Und mitten in dem Brand des Alls seh ich
Dich mit weitgestreckten Armen mit flak-
kerndem Haar, das wie eine Flut von Kometen-
schweiften über den Himmel fliegt.

Langsam erlischt das Wunder; der Himmel
verglüht, und auf dem Dunkel des Meeres ver-
zittern zwei fahle Sterne wie glitzernder Reif.
Aber Dich seh ich noch immer, hochgereckt,
leuchtend wie damals, da Du auf meinen göttli-
chen Machtspruch aus dem Urwillen entstan-
den warst:

denn Ich war Gott!

Ich war der Werdewille jeglicher Erde, durch
den sie sich ewig neuformte und neugestaltete.
Ich war der Scheidewille, durch den sich das
Wasser vom Lande trennte. Ich war der len-
kende Gedanke, der den Sternen unverrück-
bare Bahnen gezeichnet hat. Ich war das Herz
des Alls, und von meinem Blute lebte das All.

Die Sonne war ich, und um mich sausten im
gleichmässigen Lauf die Erden. Ich war die
Macht der Zeit, die das Feuer erstarrte, die Fel-
sen verwitterte und fruchtbares Land bildete.
Ich war die weise Vorsehung, die den Mutter-
schoss für die Lebenskeime bereitete.

Bis die Zeit kam, da mein Schöpferwille
erlahmte; meine Gedanken irrten über den

Ozeanen und entspannten mit ihren Flügeln einen trüben Himmel über dem All, oder hockten wie müde Möwen beieinander und sahen sehnsüchtig in die endlosen Lichtfernen.

Und wenn ich in weissem Licht mein Werk badete, wenn ich alle Fernen in blauen Dämmerungsnebeln auflöste, wenn ich des Tages müde das Licht löschte und die Welt in den finsternen Grüften der Nacht begrub, wenn Ewigkeiten und abermals Ewigkeiten über meine Seele liefen, da fühlte ich in dunkler Ahnung, dass noch eine Sehnsucht, noch ein Verlangen in mir auf das Werde harrte.

In endlosen Nächten träumt ich von der Vollendung meines Werkes, von der Erfüllung all meiner Kräfte: aber vergebens hab ich Welten zerstört und aus den Scherben neue geformt; vergebens schüttelte ich die Sterne durcheinander und warf sie auf neue Bahnen; vergebens kehrt ich um und um die Ordnung der Dinge, machte Tag zur Nacht, verlöschte das Licht und entzündete es von Neuem: unbefriedigt und gleichgültig sah ich zu dem fruchtlosen Spiel.

Da endlich kam die Stunde, da das Wort
zum Körper wurde, mein Wille strotzte von
nie gekannter Kraft, und in der Nacht des gros-
sen Wunders schulterte die Welt von meinem
Donner: Werde!!

So bist du entstanden!

Und von dem Urquell meiner Macht
strömte endlos die göttliche Gnade in Deine
Seele über. Sie breitete sich über die Erde; mit
tausend Sinnen erfasste sie mein Werk, durch-
drang seine tiefsten Heimlichkeiten, bannte die
Sterne in ihrem Lauf, erriet das fernste
Schicksal.

Deine Macht glich der meinen, denn alle
Schönheit und alle Kraft hab ich Dir gegeben.
Und Du warst auf Erden, was ich im Himmel
war.

Mit liebenden Händen schüttete ich auf Dich
herab den Glanz der Sterne und die ver-
träumte Lichtflut blasser Mondscheinnächte,
einen neuen Himmel hab ich über Dir ent-
spannt, regenbogenfarbne Lichtferne vor Dei-

nen Augen gebreitet, und die nackte Erde verwandelte ich in ein Paradies.

Mit vollen Händen warf ich den Samen in die Frühlingserde.

Und wo einst nackte Berge durch Jahrtausende verwitterten, blühten jetzt endlose Zaubergärten auf. Wo einst wilde Stürme hohe Sandberge in den Himmel warfen, breiteten sich jetzt herrliche Wiesen und reiche Weidenstriften; und wo noch vor kurzem gespenstische Schluchten und Riffe geisterten, schossen jetzt jungfräuliche Palmenwälder empor.

Die nackten Felsenwände rankten sich üppige Weinberge hinauf; schlüpfrige Moorstriften bedeckten die breiten Blätter und Blüten gelber Seerosen, und die Abgründe hinab fielen dichte Efeugeflechte.

Aber vergebens entfacht ich am Himmel immer grössere Wunder; vergebens erschöpfte sich meine Macht, um immer selteneren Reichtum aus der Erde hervorzuzaubern. Abwesend und gleichgültig sahst Du zu der endlosen Folge von Zeugen und Sterben, dem endlosen Wechsel von Wachstum und Vergehn.

Still und traurig sah ich Dich in dem milden
Duft der Abendröte in den Zaubergärten zwi-
schen schwarzen Palmen wie mattes Irrlicht
gleiten.

Still und traurig sah ich Dich die Bergab-
hänge hinabschweben, wie aufgelöst in weissen
Nebelleuchten.

Ich sah Dich am Meeresstrande träumen,
versunken in die nächtlichen Lieder des Mee-
res, die am Ufer schlaftrunken verhallten.

Und wenn auf den Gipfeln der Berge alle
Feuer erloschen, wenn über den Gärten und
Wäldern das letzte Licht verzitterte und im
Schweigen der Nacht jeder Ton verglühte,
dann kroch zaubernd das Meer zu deinen Fü-
ssen; langsam umspülten Dich lockend seine
Wellen, und trugen Dich auf das jenseitige
Ufer zu neuen Gestaden.

Wie im Traum gingst Du auf dem Meer.
Deine Augen, weitgeöffnet, starrten fremd in
dunkle Fernen, und über den Wellen schleiftest
Du die leuchtende Flut deiner goldenen Haare.

Einsam irrtest Du umher, und Dein Herz
welkte in Sehnsucht wie eine Blume in der
Hitze der tropischen Sonne.

Verlangend streckten sich in Deinen Träu-
men die blassen Hände nach dem unsichtba-
ren Gott, der die Pracht und den Überfluss die-
ser Erde Dir zu Füßen geworfen hatte.

Verlangend suchten deine Augen den Gott,
den Du in dem Duft deiner Gärten atmetest,
den Du in der Melodie der Ozeane trankst,
den Du mit dem Licht, das Dich umströmte, in
alle Fernen strahltest.

Und als wieder einmal Dein Haar über dem
Meere wie blasses Mondlicht flimmerte, da fiel
die Nacht von Deinen Augen, und Du sahst
mich, Deinen Gott, am jenseitigen Ufer.

Einen Augenblick bliebst Du stehen im
schauernenden Glück; einmal noch entflammte
sich meine göttliche Liebesgnade wie eine
junge Sonne um Deine Stirn, und plötzlich, als
hätte er sich in der Abendröte aufgelöst, zer-
floss Dein Körper.

So verzittert der Tau, wenn der Morgenwind
über die Wiesen streicht.

So verhallen am Ufer die letzten Wellenak-
korde, wenn ein fernes Ruder in die glatte
Abendflut des Meeres eine Furche reißt.

So verglüht in tiefer Finsternis der leuch-
tende Schweif eines fallenden Sternes, und so
verfließt in der Dämmerung die Sintflut trun-
kener Farben, wenn die Nacht am Himmel das
Schweigen entspinnt ...

*

So träum ich oft den Uranfang für Dich und
mich, träume lange Stunden hindurch, suche
Dich und verlange nach Dir.

Du verloschest wie ein Irrlicht, verflogst wie
Nebel in der ersten Frühlichtsstunde. Vielleicht
bist Du gestorben und thronst unerreichbar
über allem Zorn und allem Schmerz des
Lebens, aber noch immer tastet sich Dein Blick
irrend in meine dunkelsten Seelengründe, noch
immer singt Deine Stimme mir ins Herz die

schwermütigen Sterne hinein, die einst über
unserem Glück glitzernden Reif versprühten.

Oft seh ich Dich am Rande meines Bettes sit-
zen und mit traurigem Lächeln mir in die halb-
wachen Augen starren. Deine schluchzende
Hand streichelt meine Haare. Deine Lippen
ruhen abendmild auf meiner Stirn, und Deine
Augen trinken Verlangen an meinem Blut.

Oft seh ich Dich auf dem schäumenden
Kamm der Wellen liegen, wenn die Flut gegen
den Mittag die Ufer stürmt. Wie diamantner
Reif glitzert im Licht der weisse Schaum auf
den goldenen Strähnen Deines Haares.

Oft seh ich Dich in Mondscheinnächten auf
den Klippen fern im Meere sitzen und singen –
singen in den steppenweiten Rhythmen der
Sterne, die mit tausendfach gebrochener Strah-
lenflut Deine Füße liebend umschmeicheln.

Dann schmilzt der Mond auf Deinem
Haupte; sickert, aufgelöst in perlendem Sprüh-
regen, durch die Seide Deiner Haare und
tropft in dünnen Silberstrahlen in das Wasser
hinab.

Und lächelnd, verträumt, wirfst Du mit beiden Händen den flimmernden Silbertau des geschmolzenen Mondes in das andächtige Schweigen, das um Dich kauert. Unablässig wirfst Du den Demantstaub in die Goldflut der Sternenstrahlen, die sich tausendfach in dem Meer zu Deinen Füßen bricht, und langsam erblüht rings um Dich in flirrender, funkensprühender Pracht der Hochzeitsring des Meeres.

Schaukelnd umspült er Deine Füße, löst sich los vom Meer, wächst flimmernd an Dir empor, windet sich wie ein kostbares Band um Deinen Leib, strömt hinauf, verflucht sich in Dein Haar und schlingt sich wie ein Diadem, geschweisst aus Mondlicht und Sternengold um Deine Stirn.

Doch wenn ich die Anker meines Schiffes lichtete, wenn ich die Segel spannte, um zu Dir, Du Meeresbraut, hinauszufahren, sah ich Dich in der leuchtenden Ferne verzittern, sah Deinen schwarzen, langen Blick verglimmen, und Dein Haar sah ich, wie es über dem Meer den

demantenen Tau des Mondlichtes und den goldenen Reif der Sterne versprühte ...

*

Die Sterne verblühen, das Meer wacht auf,
und wie ein Traum des versunkenen Glücks
klingt in meiner Seele Dein schwerer Blick.

Die Rosen verwelkten, und ihr Duft verzeitert
in dem blauenden Schweigen des Frühlichts,
und von dem Dornenstrauch fielen
weisse Dolden herab, wie Töne, die eine
unsichtbare Hand von einer Harfensaite reisst.

Das Meer wacht auf, flammendes Rot des
Ostens weckt den Tag, und wie ein Erdschatten
gleitest Du über den Himmel hinweg.

Auf allen Meeren hab ich Dich gesucht, alle
Länder hab ich durchforscht und konnte Dich
nicht finden.

Und doch sasst Du einmal neben mir auf
dem Himmelsthron über den Wolken. Die
Milchstrasse war zu unseren Füßen, und die
Strahlen aller Welten verflochten sich zu
Glorien der Allmacht um unsere Häupter, und

unser Blick trank in der heiligen Ruhe des
Gottseins die unbefleckte Schönheit des Alls.

Mit Dir zusammen hab ich das Paradies ver-
loren, und umheult von Sturmorkanen,
umschrien von Blitzen, die in dem schwarzen
Himmel meine düsteren Schicksalsrunen ris-
sen, trug ich Dich, Du armes Kind, und suchte,
wo ich Dich betten könnte.

Und wieder hast Du mit mir über Völker
und Länder geherrscht; auf Deinen Wunsch
schickte ich Tausende meiner Sklaven ins Ver-
derben, damit sie zu Deinen Füßen seltene
Schönheit breiten; Städte habe ich brennen las-
sen, wenn Du das Dunkel scheutest, und
Städte liess ich schleifen, damit Du meine
Schiffe sehen könntest, als sie mit siegreichen
Fanfaren in den Hafen einliefen.

An meiner Seite sahst Du in die brechenden
Augen des gekreuzigten Nazareners. Auf mei-
nen Armen trug ich Dich aus der ewigen Stadt,
da Horden der Barbaren flammende Fackeln
in die heiligen Tempel warfen. Und Du rittest
neben mir, als ich hinauszog, um das heilige
Grab mit meinem Blut zu weihen.

Und so weit meine unsterbliche Seele zurückdenkt, seh ich Dich immer neben mir. Tausendmal sprengte sie die Gruft meines Leibes und verkörperte sich von Neuem, aber immer war ich mit Dir zusammen.

*

Und nun weiss ich es!

Ich war kein König, ich war kein Gott, und nie hab ich den einsamen Strand verlassen, an dem meine Hütte steht.

Nun weiss ich es:

An diesem Strand lebten wir unser grösstes Glück; wie stolze Königskinder irrten wir auf nie betretenen Pfaden und pflückten seltene Blumen in zerklüfteten Schluchten.

An diesem Strand fühlt ich Deine Hand heiss und glücklich in der meinen brennen; hörte Dein stilles Lachen in finsternen Nächten glühen, und Deine Träume schlugen an mein Herz wie weisse Vögelfittiche.

Ich war kein Gott, ich war kein König, denn von Urbeginn an war ich der Sohn des Meeres

und Du Geliebte ein unerreichbarer Traum,
den die schönheitstrunkene Mondnacht auf
den leuchtenden Fluten singt.

Am Meer

Und wieder kam die blaue Stunde, die Stunde der grossen Sehnsucht, da das Meer mir das hohe Lied von Dir und Mir, das düstere Leid unseres Gramgeschickes singt.

Und wieder lebe ich durch die grosse Nacht des Wunders, da zuerst Dein langer, schwerer Blick sich in die dunkelsten Tiefen meiner Seele senkte und ihr die tiefsten Rätsel meines Uranfangs entschleierte.

Nacht über dem Meer!

Der Dampfer stampfte ächzend durch den Sturm, und gegen die Scheiben der Kajütenfenster klatschten die Sturmwogen.

Ich dachte an meine ferne Heimat, an ihre öden Stoppelfelder in dem Zauberglanz der herbstlichen Mondnächte; dachte an das kahle Storchnest, das ich einst als Knabe auf die höchste Spitze der Pappel gebaut, und das nie ein Storch bezogen hat; ich dachte an die schaurigen Märchen, die mir unsere alte Magd

erzählte, wenn sie an den endlosen Winterabenden Flachs spann ...

Der Dampfer stampfte und ächzte. Mir gegenüber spielten ein paar Passagiere Karten, rings auf den Polsterbänken schliefen Menschen; ich horchte auf den heulenden Sturm draussen, horchte auf das eintönige Gepolter der Maschine und – schrak plötzlich zusammen.

Ich sah starr auf mich hergerichtet ein kleines mondlichtblasses Frauengesicht, mit Augen – Augen ...

Ich sah nicht ihre Form, auch nicht ihre Farbe; ich fühlte nur, wie sie mit weichen, flehenden Händen sich um mein Herz legten, wie sie es lockten und in ein fiebriges Klopfen küssteten.

Einen Augenblick sah ich es um ihre Lippen zucken, als wollte sie mir Etwas sagen, als müsste ich ihr etwas sagen; aber nur einen Augenblick lang. Ihr Gesicht wurde wieder stumm und kalt.

Nur ihre Augen glühten sich noch tiefer in mein Herz hinein. Es riss mich aufzustehen

und dem Blick zu folgen. Und ich wusste:
würde ich aufstehn, würde er vor mir, dicht
vor mir wie ein Stern dahinschweben und
mich über alle Meere, alle Stürme führen.

Ich weiss nicht, wie lange wir uns anstarrten.
Ich weiss nicht, war ich wach? Träumte ich?
Aber da brach schon das Licht in ihren Augen,
sie schlossen sich, und ihr Gesicht sank wieder
auf das Polster zurück.

*

In dem Menschengewühl auf der Landungs-
brücke habe ich sie verloren.

Und ich suchte sie – O! wie ich sie suchte!
Nie früher hatte ich sie gesehen, aber von
Urbeginn an waren wir zusammengewesen.

Und vom Morgen bis in die späte Nacht hin-
ein suchte ich ratlos auf allen Strassen der gros-
sen Stadt. Tage lang. In jedem Weibe glaubte
ich sie zu sehen, durch jedes Fenster sah ich sie
nach mir ausspähen, immer den Blick mit der
brennenden Frage, ob ich nicht kommen, nicht
folgen würde.

Und ich sah diese Augen, wie sie weit und licht wurden; ich sah sie rotglühen wie glimmende Kohlen, sah sie strahlen wie das weisse Licht elektrischer Lampen, und oft am nächtlichen Strand sah ich regenbogne Farbenringe um sie kreisen, wie man sie um Gaslichtflammen durch bereifte Scheiben sieht.

Und je länger ich suchte, wuchs die Strahlenglorie um die verglühenden Blicke des Doppelgestirns. Über den ganzen Himmel hin sah ich zwei ungeheure Flammenscheiben erblühen und an dem Saum der Erde im roten Dunst verzittern, bis endlich die zwei Augen wie zwei Blutsonnen ins Meer tauchten – unerreichbar ...

*

Ich ging in schweren Träumen. Vielleicht würde ich gesunden, wenn ich diese Augen töten könnte!

Ich ging und dachte an ein andres Augenpaar. Zwei Menschaugen auf einer goldenen

Schüssel starrten mich an: das war Johannes der Täufer.

Oh, mit welcher Lust stach sie hinein, die Königstochter mit einer goldenen, spitzen Nadel! Jäh schossen zwei dünne Fäden Blut hervor, die Augen weiteten sich im Schmerzenskrampf, schrien auf und brachen. Wild jauchzte die Königstochter auf, denn nun brach der Liebesbann.

So träumte ich und ging und suchte.

Da hörte ich am nächtlichen Strande eine lange, lauernde Stimme, voll lockender Rätsel und schmeichelnder Heimlichkeiten. Eine Stimme war es, deren Klang mir keinen Anfang hatte und ohne Ende in die Ewigkeit strömte; eine Stimme, die im Ewigkeitsringe in sich selbst zurückfloss.

Nun erst wusste ich!

Das war die Stimme, die aus den Augen blutete, nach denen ich suchte.

Das Meer war es: Das hatte damals seinen Blick in meine Seele gesungen. Und diese Stimme, die jetzt mein Herz in alle Fernen lock-

te, die hatte auch in ihre Seele den Sternblick
hineingesungen, die Stimme des Meeres – den
Blick ins Paradies der Ewigkeit ...

Denn dieses Paradies singt nur das Meer!

Nie früher hatte ich es gesehen, obgleich
mein Herz oft auf der Sintflut seiner Nebel
träumte; nun wusste ich, dass es seit Urbeginn
mit mir zusammengewesen war, Blut von mei-
nem Blute, Wesen von meinem Wesen, mein
Kind, meine Schwester, mein Weib: – das
Meer.

Kein Sterblicher hat es geliebt, wie ich es
liebe.

Oh, dieses Wunder über alle Wunder, das
meergewordene Wort der Schöpfung.

Ich liebe es im witternden Zwielflicht des wer-
denden Tages, wenn es still und glatt sich in
zwei Meere teilt. Ich sehe, wie die stille Fläche
sich am Horizont emporschiebt, wie sie sich
mit dem Himmel vermählt; mit breiten purpur-
nen Zungen an seinem Dunkel sich empor-
leckt, weit empor – ich sehe über dem himmel-

gewordenen Meere rote Paläste und Wundergärten erblühen, zu allen Seiten phantastische Formen spriessen: zerfetzte riesige Farenkräuter, krystallklar gegliederte Palmenblätter, Orchideenkelche, die den ganzen Osten mit glühenden Schweifen peitschen.

Ich liebe es an den stillen Mittagen, wenn die Sonne über das Wellengekräusel ihren Diamantstaub schüttet, wenn Milliarden und Abermilliarden winziger Krystalle in tollem Geflimmer mit stechenden Lichtern über den grossen Mutterschoss tanzen.

Ich liebe es, wenn die Windsbraut es aufwühlt und seine Wogen über den Horizont hochbuchtet und schwer wie Steingeröll in wildem Ringkampf ans Ufer wälzt.

Aber über Alles lieb ich es, wenn die Ewigkeit die schwere Trauer des Abendrotes über seine brütende Schwermut blutet:

Da lieb ich es am meisten und sitze stundenlang und horche:

*

Um ewig stille, schneebewachsene Höhen wälzt die Nacht in schwarze Tiefen ihre dunkle Last.

Die Felswand hinab, in tauber Ruhe, behüten Schatten das stille Sonnengrab.

Schon glüht das Schweigen um die Felsen-
gründe, schon spinnen Sterne über dem Was-
ser ihre ersten Träume, schon buchtet sich das
Meer mit leuchtenden Nebeln die Himmels-
säume hinauf:

Vergiss, Herz, vergiss!

Und aus der Blume der Ewigkeit, die auf dem Schnee der gipfelhehren Berge wächst, blüht ein dunkles Lied über das Meer. Tastend strömt es über die Flut, gleitet mit leisen Fingern über ihr Gekräusel wie über Perlen eines

Rosenkranzes, schon glänzt es über alle
Weiten:

In hundert Jahren ist alles vergessen!

Und die Andacht des Meeres, das Licht, das
seinen Gründen entquillt und sich vom Him-
mel aus Sternkelchen ergießt, das Lied der
Berge, das seine Kränze von Ewigkeit zu Ewig-
keit flicht, dies Alles nur Ein Ton, Ein Traum,
Ein Glück:

Alles vergessen!

Und nun breitet meine Seele ihre traum-
schweren Flügel, – von einem Himmelssaum
zum andern umfängt sie das Meer mit schlaf-
trunkenen Armen, und Herz an Herz ruhen
wir Beide, Ich und das Meer.

*

Denn nie noch hat das Meer je einen Sterbli-
chen geliebt, so wie es mich liebt.

Denn meine Seele ist das Meer. Dieselben uferlosen Formen, dieselbe schäumende Freiheitspracht, derselbe Aufruhr und Überschwang.

Und das Meer verlangte nach mir, und lange Jahre lebte ich mit ihm allein zusammen, und träumte mein Herz mit seinen Melodien in den Schlaf und wuchs erwachend mit seinem Morgenrot in den Himmel hinauf.

Aber Einmal, als die Abendstunde kam und das Meer seine heilige Nachtmesse zu singen begann, sah ich sie kommen, das Weib mit den Sternensblicken, das Weib mit der Stimme des Meeres, das Weib, nach dem ich einst gesucht hatte.

Wie eine Sturmtaube kam sie, eine verirrte Möwe, die endlich ihre Heimat findet.

Über Tausende Meilen, über Flüsse und Berge war sie gekommen, dem Abendsterne folgend, der im Osten des Meeres scheint.

Und als sie aus dem Walde trat, der an den Ufern des Meeres wächst, stürzte sie langhin auf ihr Gesicht und weinte lautlos:

Das warst Du!

Und ich nahm Dich auf meine Arme und
trug Dich in meine Hütte.

Deine Füße waren von der harten Wande-
rung wund und bluteten.

Und ich wusch Deine Füße und küsste die
heiligen Wundmale.

Wir blieben zusammen.

Um uns schrien lautlos die Blitze ...

Aber das Meer grollte. Denn in den Stürmen
unseres Glückes vergassen wir seine Schönheit.

Und Einmal in einer dunklen Herbstnacht,
als wir in unsrer Hütte mit heißen Lippen lach-
ten, hörten wir das Meer aus allen Schlünden
aufbrüllen.

Unsere Hände lösten sich jäh, und mit Ent-
setzen starrten wir durchs Fenster.

Höher als höchste Tannengipfel wuchsen
zwei Sturzwellen aneinander empor, überschlu-
gen sich, und bäumten von Neuem hoch, und
wie das Todesgewimmer verreckender Tiere
scholl durch den Donner des Meeres ein Lärm

von Notpfeifen und Nebelhörnern ... Wir stürzten hinaus.

Auf der Gipfelspitze einer Woge sahen wir ein Boot aufwirbeln und verschwinden.

Wir standen und starrten ... ein paar Trümmer von Menschenleichen, zerbrochenen Planen tanzten auf dem Getöse.

Und über dem Aufruhr des Meeres, wie ein verglimmender Span, stand fern im schwarzen Nebel der dünne Strahl des Leuchtturms ...

Wir kehrten stumm in unsre Hütte zurück. Die ganze Nacht lang sprachen wir kein Wort. Aber ich fühlte Deine Augen mit kranker Trauer durch die Finsternis glühen ...

Seit dieser Nacht wurde unsere Liebe scheu und siech. Und einmal in einem schweren Wintersturm, als der Zorn des Meeres mit Schwefelblitzen und Donnerkeilen auf unsre Hütte regnete, da flog meine Sturmtaube weit hinaus, weit, allein und tauchte ins Meer.

Und da glättete sich das Meer zu alter Schönheit und alter Versonnenheit von einem Pol

zum anderen, denn es hatte sein Herz wieder bekommen.

Denn Dein Herz war das Herz des Meeres.
Das hat mir das Meer selbst gesagt.

Denn als Einmal meine Seele sich in Trauer über dem Meere auflöste, fühlt ich plötzlich ein Herz um mich flattern, gegen meine Brust klopfen. Ich sah es, wie es über dem Meere flog und untertauchte, wie es sich hochwarf, und wieder fühlte ich sein fiebriges Klopfen, wie den Flügelschlag eines Vogels im Todeskampf.

Entsetzt fing ich an zu pfeifen, schreien, lachen, um die Angst zu betäuben, aber immer stärker fühlte ich es um mein Gesicht schlagen und gegen meine Brust klopfen.

Und das Herz wächst, wächst, springt, zerreißt die Nacht und taucht jäh ins Meer.

Jetzt klopft es: die ganze Erde und bebt und schüttert, das Herz wühlt in der Erde. Breit öffnet sich der Meeresgrund, und alles Blut der Erde, alle Flüsse und Seen und Ozeane strömen zum Erdenherzen zurück.

Aus meinem Blute wachsen lange, zitternde Gespensterhände der Sehnsucht. Ich fliehe auf die höchsten Berge, und auf mein Machtwort stürzen von allen Höhen Schneelawinen in die Meeresgründe herab: bis dort, wo noch vor kurzem weit das Wasser glänzte, jetzt eine unendliche Schneefläche blaut.

Denn so hat mir meine Sehnsucht gesagt, dass ich in der schwarzen Nacht wenigstens ihren Schatten sehen müsste auf dem Schnee, wenn sie über die Welt schwebt.

Aber ich sah keinen Schatten.

Und auf mein Machtwort wälzen alle Gletscher der Erde ungeheure Eisfladen herab, und in trübem Opal grünt das Eis über dem Schnee.

Denn wieder hat mir die Sehnsucht gesagt, dass ich in der schwarzen Nacht sehen müsste, wie über dem leuchtenden Eise eine Flamme aufblüht, wenn noch ihr Herz für mich schlägt.

Und sieh: eine feine Feuerflamme züngelt auf, breitet sich; wie Lauffeuer wälzt sie sich über die Eisflächen – und Schnee und Eis in einem Nu ein Feuermeer; das Erdenherz

erbebt von Neuem und wirft sein heiliges Blut
empor.

Und wieder glänzen die Nebel, wieder glüht
das Schweigen in Mondlichtstreifen um die
Himmelssäume, und wieder tropft das Sternen-
licht in zitternden, millionenfach verrinnenden
Silberadern bis auf den Grund hinab.

Nie hat das Meer mich geliebt, wie seit jener
Zeit.

Alle seine Heimlichkeiten hat es mir offen-
bart: seinen Blick, seine Stimme, sein Herz.

Nichts vertrug es mehr auf seinen Wogen;
wie schlecht geleimte Kästchen zerriss es tau-
send Panzerschiffe Mir zum Opfer, und Aber-
tausende von Menschengерippen bedeckten
den Strand meiner Felseninsel.

Nur Ich, Ich allein, der Sohn des Meeres, der
Sohn seiner Rätsel und Stürme durft es noch
befahren.

Und in einer dunklen Nacht fuhr ich hinaus.
Das lange, schmale Boot tanzte wie ein Kreisel
um sich selbst herum. Von einer Woge zur
andern sprang es über weite Abgründe, stürzte

von Tiefe zu Tiefe, wie ein Tropfen von Berg
zu Thal, wie Gischt von Thal zu Berg geschüt-
telt.

Ich schrie vor Entzücken über das herrliche
Spiel, das das Meer mit seinem Sohne trieb.

Da wurde es still. Nur eine Sekunde lang.
Das Meer lag spiegelglatt.

Und da sah ich mein Boot auswachsen; ich
fühlte, wie es zu leben begann, ein warmer,
blutdurchzucker Tierkörper wurde. Zu beiden
Seiten buchtete das Meer sich hoch, und die
gebuchteten Meeresflächen wuchsen in den
Körper hinein; zwei ungeheure Flügel ent-
schwangen sich; ich sass auf dem Rücken eines
Riesenvogels.

Ein Schwingenschlag – und langsam löste
sich das fleischgewordene Meer vom Grunde.
Noch ein Schwingenschlag und ich sah tief
hinab auf einen verglühenden Stern: die
Erde ...

Und wieder wälzt die Nacht um ewig stille,
schneebewachsene Höhen in schwarze Tiefen
ihre dunkle Last.

Die müde Glut der Sonne verlischt am Himmelsrand, kühl wölbt die Ruhe sich empor, und wie ein Ewigkeitsschauer kommt das Wetterleuchten.

Erdfern fliehen die Räume, die Seele wirkt auf dem Wasser aus Sternenstrahlen glitzern- des Gewebe, und durch alle Nähen und Weiten flammt ewigkeitswitternd mein Frühlichts- traum:

In hundert Jahren ist Alles vergessen.

Versprüht ist die Freude, versunken das Glück. Längst schon verwitterte das Leid. Nur das Meer bleibt, und meine Liebe bleibt, die aus der Tiefe ihrer dunklen Gramgeschicke flammende Traumbrände wirft.

Und wieder breit ich meine sturmsatten Flügel um seine Ufer; mit sehnsuchtseligen Armen umfasse ich sein Dunkel und sauge und trinke mein Ewigkeitsglück, mein schweres Glück –

Das Meer! Mein Meer!

Christianiafjord und Plaza dela Mera 1898/99.